Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

72 (26.3.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Lambesch läßt den Osterhasen verschwinden

Eine Ostergeschichte von Carl Lamm

Trinker, sagt man, haben ein weiches Herz. Wilhelm Lambesch, ein vierzigjähriger Junggeselle, war, wenn man ihm glauben wollte, nur Gelegenheitstrinker. Denn er galt als der ärmste Mann im Dorf und lebte von der Liebe seiner Nächsten. Seine Armut kam von seiner Faulheit. Doch er genoß das Mitleid der Bauern, auch wenn er sich durch kleine Diebstähle zeitweise mit ihnen verfeindet hatte. Wie alle Nichtstuer wußte er über alles Bescheid, und mehr als einem ersetzte er durch seine Neuigkeiten die Zeitung. So kam es, daß die Gelegenheit, „sein Herz zu erwärmen", wie er das Trinken nannte, sich nicht gar so selten einstellte. Ja, solange er etwas zu vermelden hatte und zu erzählen wußte, war er ein gern gesehener Stammgast in der „Goldenen Traube", der sich nicht um die Bezahlung seiner Zeche zu kümmern brauchte. Dann war er guter Gedanken voll und vergaß sogar, auf seine Schwägerin Kathrin zu schimpfen. Er war ein schlimmer Mensch, aber er hatte ein weiches Herz —

Ein weiches Herz für andere vor allem. Er hatte kaum das Nötigste zum Essen, das er sich durch gelegentliche Arbeiten bei den Nachbarn verdiente und lebte anspruchsloser, als man es für möglich halten konnte. Fand bei einem Bauer ein Schlachtfest statt, von dem er sein Anteil Fleisch oder Wurst bekam, brachte er wohl den größten Teil davon dem Hirten-Bärbele, einer armen Jungfer, die schon so alt und gebrechlich war, daß sie nicht einmal mehr ihre zitterigen Hände zum Aufspulen der Wollstränge für die Weber gebrauchen konnte. Hirtenbärbel fragte nicht viel nach Fleisch und Wurst und teilte es mit ihrer Katze. Ja, wenn es ein Hasenbraten wäre! „Ihr seid ein armes Luder", sagte Lambesch zum Bärbele, wenn er ihm zeigen wollte, wie gut er es mit ihm meinte. Das Hirtenbärbele wohnte im eigenen Häuschen am eigenen Herd und durfte noch einen kleinen Garten sein eigen nennen, während Wilhelm Lambesch in einer schmalen Dachkammer bei seiner verwitweten Schwägerin Kathrin hauste. Kathrin und ihre siebzehnjährigen Zwillingstöchter Fanny und Lucie machten ihm das Leben sauer, indem sie ihn — oft mehr als nötig — einen Tagedieb und Säufer und ein Großmaul schalten und ihm beim Morgenkaffee den Zucker und die Milch vorenthielten, weil er sich ihren Anordnungen nicht fügen wollte. Mit einer einfachen Mannesarbeit wie Holzspalten oder dem Ausbessrn des Daches hätte er sich ein Mittagessen bei Kathrin verdienen können. Aber Wilhelm Lambesch spaltete nun einmal nicht gerne Holz: Erst vor einem Jahr hatte er sich im Eifer eines Wortstreites mit der Schwägerin beim Holzspalten den Zeigefinger und den Mittelfinger der linken Hand abgehackt. Und das Dach ausbessern? Er wußte Dinge zu tun, die seiner würdiger waren! Und schließlich war es ungefährlicher, einen Bummel auf die Gänseweide hinaus zu machen, wo eben ein Trupp Zigeuner und einige Kesselflicker ihr Lager wieder aufgeschlagen hatten. Den ganzen Winter über hatte er Tabak, Zigaretten und Zigarren zusammengehamstert, wo er sie nur herbekommen konnte. Nichts davon hatte er geraucht, er begnügte sich mit Kautabak. Nun brachte er den ganzen Vorrat an Rauchwaren zusammen mit einer neuen Spielkarte, die er beim Spiel gewonnen, den Zigeunern und tauschte ihn gegen allerlei nützliche Gegenstände ein: einen Dolch, einen Panamahut, einen Gürtel und ein starkes Schnitzmesser, das er zum Holzschuhmachen gebrauchen konnte.

Ja, Wilhelm Lambesch hatte seine Pläne! Seit Wochen lernte er nun beim alten Holzschuhmacher Sichler Holzschuhe machen. Niemand wußte davon. Ein Paar selbstgemachte Kinderholzschuhe hatte er schon heimlich verkauft, je ein Paar stand fix und fertig für Fanny und Lucie und Kathrin bereit. Er wird sie ihnen zu Ostern schenken. Ostern war für ihn das größte Fest. Wie für andere Weihnachten, war es für ihn das Fest der Versöhnung, das Fest der Freude. An Weihnachten zog er sich stets in seine kalte Kammer zurück, darin es keinen Ofen gab. Griesgrämig, sentimental und voll rheumatischer Schmerzen packte er sich in sein Bett ein, eine Flasche „zum Herzerwärmen" neben sich. Aber Ostern! Da streute er den ganzen Tag umher, und während er wie ein Kind blaue Märzblümchen und Schlüsselblumen sammelte, nur um sie zu verschenken, hegte er die verwegensten Pläne. Oder er suchte goldgelben Löwenzahn auf den Aeckern. Davon machte er sich den feinsten Salat, den kein Mensch außer ihm essen wollte. Nur im Frühjahr war er arbeitsam, d. h. solange ihm die Arbeit zur Freude gereichte. Jedes Jahr entdeckte er neue Fähigkeiten in sich, die er keineswegs verhehlte. Lambesch verstand Reklame für sich zu machen. Jetzt grub er einen Brunnen im Garten des alten Hirten-Bärbele. Er hatte den tiefen Schacht und das gute Wasser so sehr gelobt, daß ihn sein Nachbar Scheurrer beauftragte, einen Brunnen in seinem Hopfenfeld zu graben. — Ueberhaupt hatte Lambesch seit kurzem eine Passion für Hirten-Bärbele. Sie könnte meine Mutter sein, sagte er sich, sie ist für alles so dankbar. Was hatte er sich nicht alles zu Ostern für sie ausgedacht! Noch nie hatte er so aufrichtig bedauert, nicht reich zu sein. Dann würde er dem Förster einen Hasen für Hirten-Bärbele abkaufen. Am Gründonnerstag ging er zu ihr. Sie saß auf der Ofenbank und las in der Bibel, wobei sie die Brille wie ein Vergrößerungsglas vor die Buchstaben hielt. Lambesch fiel es schwer, seine Gedanken für sich zu behalten.

„Bärbel", sagte er, „ich glaube, am Sonntag werden wir bei dir einen Osterhasen braten!"

„Red' nicht so gotteslästerlich, Nachbar! Mit alten Frauen soll man keinen Spott treiben!"

Lambesch lachte. Die Idee mit dem Hasen wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen. Und plötzlich war sein Plan fertig. Ein Hase mußte her. Er freute sich wie ein Junge, wenn er daran dachte, wie sie strahlen würde.

„Hast recht, Bärbel", schmunzelte er, ihr den Rücken tätschelnd, „ich werd's wieder gutmachen!". — —

Am Karfreitag erzählte es einer dem anderen im Dorf: Dem Wagenbauer Ullrich war der schönste Hase aus dem Stall gestohlen worden. Nach dem Kirchgang besonders, bildeten sich Gruppen, die den Fall besprachen. Fast alle waren sich darüber einig, daß der Dieb nur ein Zigeuner oder ein Kesselflicker sein konnte. Nur Sepp Gruber, der Ortsgendarm, bedeutete vielsagend:

„Ich glaub's nicht. Ein Zigeuner geht nicht mitten ins Dorf, um einen Hasen zu stehlen. Wir werden es ja bald heraus haben! Paßt nur auf!"

Wilhelm Lambesch stand dabei. Wie beiläufig stimmte er dem Gendarmen zu. Der blickte ihn einen Augenblick lang fest an und erwiderte:

„Ihr müßt es ja am besten wissen!" Dann kehrte er ihm den Rücken.

Der Bäcker Locher stupste Lambesch mit dem Ellenbogen:

„Du", flüsterte er, eine vielsagende Miene aufsetzend, „ich wette der weiß Bescheid!"

Lambesch lachte harmlos laut und sprach: „Möglich! Mir ist es übrigens egal!" Aber als man sich wieder nach ihm umsah, hatte er sich gedrückt.

Der Gendarm wußte keineswegs Bescheid. Ihn plagte nur ein bestimmter Verdacht: Am Vorabend hatte er Lambach aus dem Hof des Jakob Ullrich kommen sehen. Erst nachträglich, als er von dem Hasendiebstahl gehört hatte, war ihm aufgefallen, daß jener ein weites Cape getragen. Darunter konnte man alles mögliche verbergen, und das Auge des Gesetzes zweifelte nicht daran, daß Lambesch einen Hasen unter seinem Cape getragen. Kraft seines Kombinationsvermögens folgerte er, daß der Hase geschlachtet und gebraten werden sollte. Der Lambesch war ihm sicher. Es sollte nur erst Ostersonntag werden — er wollte schon seine Nase bereit halten!

Am anderen Morgen machte sich Lambesch auffallend viel im Dorfe zu schaffen. Bereitwilligerweise besorgte er für Kathrin Lebensmittel und Brot. Auf der Post gab er einen Brief an seinen „großen" Bruder auf, der Arzt in München war. Und zu ungewohnter Tageszeit, nachmittags um vier Uhr, kehrte er in der „Goldenen Traube" ein und bezahlte den Schoppen, den er trank, mit eigener Münze. Dort traf er den alten Sichler, seinen Holzschuhmachermeister. Mit ihm machte er sich später auf den Heimweg. Sichler nahm ihn auf die Seite:

„Lambesch", sagte er, so schonungsvoll er konnte, „man sagt, ein Hase vom Wagner Ullrich habe sich zu dir verirrt".

Lambesch brauchte lange, bis er brummte: „Ich habe keinen Hasen gesehen!"

„Aber dich hat der Gruber-Sepp gesehen! Geh', setz' dem Ullrich seinen Hasen wieder in den Stall. Am Ende mußt du noch ins Loch! Sei doch g'scheit!"

Lambesch blieb über die gute Mahnung erhaben:

„Kommt Großvater", sprach er, „setzt euch einmal daher. So. Jetzt frage ich euch: Habt ihr mich mit einem Hasen gesehen? Nein?! Seht ihr: niemand hat mich gesehen! Und dann: Ist der Ullrich nicht ein reicher Mann und ein Geizhals dazu? Na also! Und was den Hasen betrifft: ihn hat das Zeitliche schon gesegnet. Und meint ihr wohl, ich vergreife mich für mich an einem Stallhasen? Für mich selbst? Das glaubt ihr ja selber nicht, Großvater! Und weil ihr doch schon eingeweiht seid, so wisset auch: Es gibt einen Osterbraten für eine alte Jungfer! — Ihr habt mich darum angeredet, nun seid ihr Mitwisser!" Mit diesen Worten ging Lambesch.

Zu Hause empfing ihn die Schwägerin mit lautem Gezeter:

„Du wohnst wohl bei uns? Oder solltest du nur deine Hasen abholen wollen? Schande bringst du über einen, nichts als Schande! Schlimmer als ein Kesselflicker bist du! Das ganze Dorf spricht schon davon! Verbauen müßte man dich wie einen Gassenjungen! Genügt es dir nicht, einmal gesessen zu haben, sollen sie dich noch einmal holen? Aber dann, lieber Schwager, kommst du mir nicht mehr ins Haus!"

Während sie ihren Wortschwall auf ihn herunterprasseln ließ, fuchtelte sie mit einem rotgestreiften Geschirrtuch vor seinem Gesicht herum.

Der Schwägerin Vorwürfe erregten Lambesch mehr als des alten Sichler sachliche Ermahnungen. Er war empfindlich, und es ärgerte ihn, an eine schon vor langer Zeit erlittene Schmach erinnert zu werden. Aber er zeigte sich männlich beherrscht und spuckte nur verächtlich vor ihr aus. Daraufhin schlug er die Türe zu, daß die Wände davon erzitterten.

Eine halbe Stunde später warf er Kathrin einen frischen Hasenpelz vor die Füße:

„Vielleicht kannst du das brauchen!"

Kathrin kam nicht dazu, ihm das Fell nachzuwerfen, zu plötzlich war er wieder verschwunden. Bei ihr wußte er das Fell gut aufgehoben.

Bevor die Nacht hereinbrach, schlich sich Lambesch in Kathrins Küche und holte sich die größte und tiefste Pfanne in seiner Kammer hinauf. Dort tat er den säuberlich zerlegten Hasen hinein. Herz, Leber und Lunge legte er besonders in eine Schüssel. Noch am selben Abend brachte er Pfanne und Schüssel zum Hirten-Bärbele. Es saß in der dunkeln Stube und sah zum Fenster hinaus.

„Was gibt's", fragte es den Eintretenden in einem Ton, als sei von ihm nichts Gutes zu erwarten.

„Einen Osterhasen gibt's, Bärbel!"

Lambesch stellte Pfanne und Schüssel auf den Tisch, machte den Fensterladen zu und zündete die Lampe an.

Beim Anblick des Hasen schlug Hirten-Bärbele die Hände zusammen:

„Jesus nein! Habt ihr denn den Verstand verloren — mir einen Hasen zu schenken! Wer soll das alles essen?!"

Das alte Mädchen trippelte aufgeregt um den Tisch herum.

Lambesch begann die Qualität des Hasen zu preisen.

„Ja, ja", flötete Bärbel, „es ist ein großer Hase, und so viel Fett hat er gegeben. Herr Jesus, Jesus! Vergelts Gott, vergelts euch Gott, Lambesch! Mir altem Weibel einen solchen Braten zu bringen! Wartet, ihr sollt auch einen Schnaps bekommen!"

Tränen tropften von Bärbels Augen.

Lambesch weidete sich an ihrer Freude. Von soviel Rührung und Dankbarkeit erschüttert, mußte er sich selbst ein paarmal übers Gesicht wischen. Rasch trank er zwei, drei Schnäpse.

„Morgen mittag werde ich den Hasenschlegel versuchen — schon jetzt läuft mir das Wasser im Mund zusammen!".

Unter Dankesworten geleitete ihn Bärbel vor das Haus.

Ostersonntag. Dem Gendarmen hatte es keine Ruhe gelassen. Schon nach elf Uhr kam er in spinatgrüner Uniform, im Sonntagsrock, wie zufällig bei Kathrin vorbei. Kaum eingetreten, schoß er auf sein Ziel zu:

„Wie fein es hier nach Hasenbraten duftet!"

Da ging Kathrin in Licht auf. Sie stellte sich vor ihn hin, stemmte die Arme in die Seiten und sagte:

„Ei, was habt ihr für eine gute Nase und was für eine gute Einbildung! Seht mal her —" sie führte den verdutzten Mann an den Herd und hob ihm einen Topf um den andern unter die Nase, so daß ihm der Dampf der Speisen in die Augen brannte. Fanny und Lucie kicherten laut.

Als er seinen glühend roten Kopf wieder in die Höhe streckte und eine Entschuldigung zu stottern begann — „ich habe gedacht . . . ich habe gedacht . . . schnitt ihm Kathrin das Wor tab:

„Nichts habt ihr gedacht, sonst würdet ihr ehrlichen Leuten nicht in die Töpfe gucken wollen! Wenn euch euer Ansehen lieb ist, rat' ich euch, geht!"

Sepp Gruber ging. An der Pforte des Hofes begegnete ihm Lambesch. Er warf ihm einen giftigen Blick zu und brummte eine unverständliche Drohung. Lambesch aber war guter Laune und rief ihm nach:

„Wenn ihr zum Essen bleiben wollt — Hasenbraten gibts bei uns nicht!"

Eine Viertelstunde später saß er bei Hirten-Bärbel zu Tisch. Nie hat ihm ein Hasenschlegel besser gemundet.

Jaoë jaoë 48

Taifun über Schanghai

Der Roman eines Aufstandes von Friedrich Lichtenker

Der Seemann dankte. Das Gift vertrug er noch nicht. Der Wirt bat um sein weiteres Verbleiben. Der Matrose trank weiter. sich, lud ihn ein, eine Pfeife Opium zu versuchen.

Mr. Wung interessierte sich für den Matrosen. Winkte ihn zu Viele Augen waren forschend auf ihn gerichtet.

*

Unweit der „Bar" Mr. Wungs, in einem ebenerdigen Lehmbau, war die Druckerei für Flug- und Agitationsschriften untergebracht. Die eigentliche Druckerei war durch eine Glastür mit einem Raume verbunden, in dem anwesend waren Y., Mara, die drei Gesellen Dollar, Pfund, Tael und fallweise einer oder der andere des Exekutivkomitees. Hier war das Hauptquartier der Rebellen.

Y. ging den Raum ab mit großen, raschen Schritten. Richtete keinen Blick auf die Anwesenden. War für sich allein, seinen eigenen Gedanken ganz hingegeben. Sprach nicht mehr als nötig und sachlich. Gab Anordnungen, erteilte Befehle. Duldete keinen Widerspruch. Schwieg des öfteren minutenlang. Immer aber handelte er genau nach den Plänen, die jetzt in anderer Hand waren. Den Gedanken daran bekämpfte er in sich Warf trotzig den Kopf in den Nacken, richtete jetzt ungebeugt den Blick auf die, die ihn umstanden.

Da waren die drei, die er nur als Schurken bezeichnen konnte. Dollar, Pfund und Tael blinzelten aus ihren schiefgestellten Augen. Diesen unbestimmten Blick haßte Y. an ihnen. Konnte ihre Augen nur mit Messern vergleichen, mit sechs Messern, die nach ihm stachen. Diese widerlichen Gebisse, die sich kauend vorschoben! Y. hatte die Empfindung, von ihnen zermalmt zu werden Wie sie ihn belauerten! Er hatte das Bedürfnis, seinen Haß gegen sie zu entladen. Ihn ärgerte es, daß sie ihm keine Gelegenheit dazu boten. Wenn er sie fragte, gaben sie ihm unbestimmte Antworten. Schwiegen aber mit Vorliebe. Wozu sind sie eigentlich hier, dachte Y., was wollen sie? Untätig lungerten sie herum, beschlichen ihn und lauerten. Y.s Blick ging an ihnen vorbei und zu Mara hinüber. Die Tatarin hockte schwer und massiv auf einem gebrechlichen Stuhl und rauchte. Da saß sie nun mit einem matten Lächeln um ihre wulstigen, sinnlichen Lippen, mit einem abgrundtiefen Blick, behaglich, scheinbar zufrieden. So sah sie Y. Dachte von ihr: Jetzt ist alle Schmach und Demütigung, Qual und Pein in ihr ausgelöscht; sie weiß nun, warum sie alles das hat erdulden müssen; jetzt sollte ihre Stunde kommen.

In Y. empörte es sich. Er konnte den Anblick des Weibes nicht ertragen. Der Glaube, daß es diese Nacht einen Menschen gäbe, der ausgeglichen mit sich seine Gedanken ruhig dahingleiten lassen konnte, jagte ihm das Blut in den Schädel. Daß Mara dieser Mensch war, griff ihm an den Verstand. War das Liebe, hinopfernde, selbstlose Liebe? Nein, blutrünstige Selbstsucht war das, nichts anderes. Wie gerne aber hatte er an diese Liebe geglaubt, sich von ihr immer wieder bestimmen lassen, das Werk fortzusetzen. Das Werk, durch das er Verräter geworden am Volkte, an ihr und an sich!

*

Im Polizeigebäude ging es um diese Zeit stiller zu als sonst. Das Tor war verschlossen. Ein einsamer Posten stand davor Wache. Die gesamte Polizeimannschaft hielt Bereitschaft.

Marin in seinem Büro erteilte den einzelnen Truppenführern Anordnungen. Unterhielt einen regen telephonischen Verkehr mit seinen Agenten über den Stand der Vorbereitungen der Rebellen. Seine starke Aufregung trachtete er nach außen hin zu beherrschen. Seine Stimme hatte einen rauhen, harten Klang angenommen, war aber nicht laut, eher flüsternd.

Der Gouverneur und die europäischen Regierungsvertreter, über das, was sich entwickelte, nur mangelhaft orientiert, nahmen eine abwartende Stellung ein und versteckten sich hinter Verantwortungslosigkeit. Ihre einzige positive Leistung war die, den militärischen Kommandos Vorsichtsmaßregeln vorzuschlagen. Marin standen sie noch immer mit Skepsis gegenüber. Jedenfalls hielt sich der Mann, der den Franzosen beim ersten Debakel ablösen sollte, bereit.

Mr. Garrickson hatte seinen Journalistenstab um sich versammelt. Die Hände auf dem Rücken verschränkt, ging er wie ein Feldherr seine Front ab. Biß an seinem Schnurrbar, kaute Gummi, spie ihn an die Decke des Zimmers. War einsilbig zu seinen Leuten. Hatte ihnen vorlautzig noch wenig zu sagen, brauchte sie aber in seiner unmittelbaren Nähe. Mr. Garricksons Gedanken waren weit von seiner Umgebung entfernt. Viele Menschen mußte er um sich haben, wenn er ruhig und tief denken wollte. Das war eine Staffage, die er nicht entbehren konnte. Er dachte angestrengt nach. Er wunderte sich über Marin. War das Nachlässigkeit oder Diplomatie, wenn die Regierung eine endgültige Entscheidung in der Frage der Ernennung des Polizeichefs immer wieder hinauszögerte? Marin, der den offiziell unbesetzten Posten nach jeder Hinsicht ausfüllte, dem Mittel und Rechte daraus erstanden waren, die ihm vollste Handlungsfreiheit zusicherten, war dadurch in strittige Stellung und in ein unangenehmes Zwielicht gerückt worden. Wie konnte derartiges mögli chsein? Mr. Garrickson zerbrach sich den Kopf darüber. Einen Blick hinter die Karten der Regierungsmänner hätte er gerne getan. Aber, weiß der Teufel, diesmal war aus diesem politischen Chaos nichts Rechtes herauszufinden. Eine Zugeknöpftheit herrschte, ein diplomatisches Blinkfeuer, aus dem auch der gewiegteste Journalist nicht klar werden konnte.

Dr. Garrickson vernahm seine Spitzel. Die aber standen mit leeren Händen und roten Köpfen da Sie wußten ganz einfach nichts, logen verworrenes Zeug. Garrickson geriet in Wut. Er entließ bis auf weiteres seinen Stab und tobte sich allein aus.

Marin verstand er ebensowenig wie die Politik der Engländer, Franzosen und konservativen Chinesen. Jeder von ihnen war auf seinen Happen Fleisch erpicht, mehr nicht. Ging es um das Ganze, um Verantwortung, drückte sich jeder darum herum Marin gehörte der Ansicht Mr. Garricksons nach auch in diese Kategorie verkappter Kolonialpolitiker. Da kommt dieser Franzose eines Tages her, begibt sich unter Schutz und Protektion des gewaltigsten Mittels der Menschheit, der Presse, legt ganz offen dar, welches Interesse er daran habe, durch die Presse zu erzwingen, was ihm im Machtbereich seiner Person nicht gelang, und jetzt — Mr Garrickson hielt inne. Falsch, überlegte er. Marin kann keine Schuld treffen Wenn dieser Mann ihn nach der Unterredung auch nicht mehr bestürmte, angesichts der erfolglosen Zeitungkampagne, die er, Garrickson, führte, so war das kein Grund, Marin zu grollen. Es hieß ruhig abwarten. Von Marin hatte er das Versprechen einer Veröffentlichung durchschlagender außenpolitischer Enthüllungen und im Falle seiner Diktatur noch so manches andere. Vor allem aber hatte er dadurch Gelegenheit, seinen Kopf noch rechtzeitig aus der Schlinge zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg